

Dorothee Lebeda, Jürgen Haas und Annemarie Bauer

Irgendwo im Nirgendwo: Überlegungen zur Supervision in Präsenz und im Online-Format

Zusammenfassung

Die Inhalte dieses Artikels basieren auf mehreren Reflexionsgesprächen zur digitalen Supervision, die im Zeitraum von Februar 2021 und März 2022 zwischen den Autor*innen stattgefunden haben. Bei diesen Treffen ist die Idee entstanden, die Gedankenskizzen und Erfahrungen zu veröffentlichen. Wir beanspruchen weniger einen durchgängig wissenschaftlichen Artikel zu verfassen, denn einen Artikel mit Beobachtungen und reflexiven Anteilen.

1. Der Raum und die Figuren

Räume haben je eigene Bedingungen und stellen unterschiedliche Anforderungen an die, die sich darin befinden.

1.1. Heterotopien

In den 1960er Jahren entwickelte Foucault eine „Theorie der Räume“. Darauf gestützt zeichnete er, während eines Vortrags auf der internationalen Bauausstellung in Berlin 1984, die Geschichte und Entwicklung des gesellschaftlichen Raumverständnisses über die Jahrhunderte nach. Wobei er das 19. Jahrhundert als eine Epoche, die sich im Besonderen mit dem Zeitbegriff befasste, vom 20. Jahrhundert abgrenzte, das er als Zeitalter der Gleichzeitigkeit beschrieb, welches sich wiederum zentral mit dem Thema gesellschaftliche „Räume“ auseinandersetzt:

„...die aktuelle Epoche [ist] eher die Epoche des Raumes. Wir sind in der Epoche des Simultanen, wir sind in der Epoche des Juxtaposition, in der Epoche des Nahen und des Fernen, des Nebeneinander, des Auseinander. Wir sind, glaube ich, in einem Moment wo sich die Welt weniger als ein großes, sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt,

sondern eher als ein Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt.“ (Foucault 1993, S. 34).

Nachvollziehbar zeigt Foucault auf, dass sich der Raumbegriff in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Epochen veränderte. Er beschreibt zunächst diesen Wandel in der künstlerischen Darstellung und interpretiert seine Bedeutung für die Gesellschaft anhand eines Denkens, das sich parallel ebenso zunehmend in mehr Dimensionen auffaltet. So werden etwa im Mittelalter Räume in Bildern und Zeichnungen noch nicht dreidimensional dargestellt. Räume werden stattdessen hierarchisch, additiv aufeinandergestellt und nicht von ihrer Position im Raum, sondern über ihre Qualität und gesellschaftliche Bedeutung ins Bild gesetzt und voneinander abgegrenzt. So gab es Orte, die dem Geistlichen vorbehalten waren, im Unterschied zu denen die dem Weltlichen zugeordnet und auch vorbehalten waren. Raumzuschreibungen und deren Ausgestaltung drückten demnach Herrschaftsverhältnisse aus, wie u. a. die Ständepyramide gut veranschaulicht. Es zeigen sich Gegensatzpaare mit Wertzuschreibungen: himmlische versus irdische, städtische versus ländliche Räume u. ä.. Auf diese Weise ergab sich ein Nebeneinander von geschützten und ungeschützten Räumen. Als eine entscheidende Veränderung kennzeichnet Foucault die Neuzeit, in welcher der Raum eine weitere Dimension dazu bekommt, indem er dreidimensional beschrieben und dargestellt wird. Das hat Einfluss auf das Denken, da sich nun verschiedene Verhältnisse in ein und demselben Raum zeigen lassen. Im 17. Jahrhundert erweitert dann wiederum Galilei die Sicht auf den Raum und das Denken, indem er den unendlichen Raum einführt, der die Sicht auf die Welt grundlegend verändert.

Das 20. Jahrhundert prägt ein völlig neues Raumverständnis. Nach Foucault ist der soziale Raum ab dann netzförmig zu denken. Er beschreibt ein diffuses Netz von gleichzeitigen Verbindungen, in denen Räume als Knotenpunkte in einem System aufeinander bezogen sind, weit entfernte Räume zeitweise miteinander verbunden werden (z.B. beim Telefonieren) und dort spezielle gesellschaftliche Funktionen erlangen.

In diesem Zusammenhang führt er den Begriff „Heterotopien“ für sogenannte *andere Orte* ein und überschreibt den Vortrag (s.o.): „Von anderen Räumen“. Heterotopien sind in seiner Definition *reale Orte*, die im Gegensatz zu *nicht realen Orten* stehen.

Nicht reale Orte sind für Foucault Utopien, Räume, die in der Zukunft gedacht werden, oder auch das Reich der Träume und der Fantasie. So kann die Projektion in einem Kino,

in einem rechteckigen Raum auf eine zweidimensionale Fläche, dreidimensionale, fantastische Räume eröffnen, die – obschon nicht real – den Menschen tatsächlich andere Erfahrungen ermöglichen.

Reale Orte werden nochmal unterteilt in *Orte* und *andere Orte (Heterotopien)*. Diese anderen Orte sind überall auf der Welt und in allen Kulturen zu finden. Heterotopien sind ausgestattet mit bestimmten Regeln, Zeiten, Ritualen, Bedeutungen und haben bestimmte Funktionen für die gesamte Gesellschaft. Er nennt als Beispiele psychiatrische Kliniken, Friedhöfe, Gärten, Bibliotheken, aber auch mobile Orte, wie Märkte oder Schiffe u. v. m..

Interessant ist auch seine Einordnung des Spiegels als einen Ort. Blickt man hinein öffnet er einen Raum. Dieser Raum ist zwar real – betreten kann man ihn jedoch nicht. Der Spiegel ist in dieser Theorie zwar ein Ort, aber weder Utopie noch Heterotopie. Er ist etwas Dazwischenliegendes.

Foucault zeigt den Einfluss der *anderen Orte* auf die Beziehungsgestaltungen der Menschen und wie sich dort gesellschaftliche Diskurse spiegeln. Es bilden sich über die Heterotopien auch erneut systematisch Entgegensetzungen aus. So ordnet Foucault stark aufeinander bezogene, aber in den Funktionen dennoch voneinander abgegrenzte Raumpaare wie: privat – öffentlich, familiär – gesellschaftlich, kulturell – nützlich, Freizeit – Arbeit: „Wir leben innerhalb einer Gemengelage von Beziehungen, die Platzierungen definieren, die nicht aufeinander zurückzuführen und nicht miteinander zu vereinen sind.“ (Foucault 1997, S. 262)

Räume, so könnte man Foucaults Denken verstehen, stehen demnach in einem ähnlichen Verhältnis zu dem sie umgebenden Raumgefüge, wie ein Diskurstyp zu den ihn umgebenden Diskursen. Foucault spricht auch von „in der Schwebe gehaltenen Räumen“ und von „Orten ohne Ort“, die durch ihre spezifische Seinsweise bisher etablierte Raumordnungen untergraben.

Zur Bewältigung der Corona Pandemie wurde von der Gesellschaft soziale Distanz verlangt und somit die Supervision vielfach an einen neuen Ort verlegt: In den Onlineraum. In diesem Raum etabliert sie sich neu. In diesem Artikel nennen wir diesen anderen Ort, einen Treffpunkt „Irgendwo im Nirgendwo“. Folgt man Foucault, ist es für das Verständ-

nis des Zusammenlebens enorm wichtig, den Bedeutungswandel von Räumen zu untersuchen, also „andere Orte“ vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels zu begreifen. Andere Orte bieten die Möglichkeit zu anderen Diskursen. Bilden und etablieren sich also neue gesellschaftliche Räume, gilt es deren Bedeutung für die Supervision zu verstehen. Sie entspringen genauso neuen gesellschaftlichen Regeln und Vereinbarungen wie sie diese benötigen. Denn sie bedürfen anderer Rituale als die bisher gültigen und entwickeln auch eine neue Sprache – sonst wären sie unverständlich.

Wir widmen uns in diesem Artikel dem Onlineraum, um ihn als neuen Ort der Supervision zu begreifen, ohne uns schlichtweg als Moderator*innen in einem Konferenzraum zu begreife. Wir laden aber auch dazu ein, diese neuen Arbeitsfelder zu diskutieren und zu beleuchten, wie sich der Onlinekonferenzraum als neuer, anderer Ort etabliert, in dem Teams ab jetzt immer selbstverständlicher aufeinandertreffen.

1.2. Figurationen

Nicht nur eine „Raumtheorie“ und der „andere Ort“ stellen für diese Diskussion neue Verstehenszugänge dar, sondern auch die Betrachtung der Figurationen in diesem Raum. Norbert Elias hat den Begriff der Figuration als soziologisches Verständnis von Gesellschaften, von Individuum und Gruppe; von Gruppe und Kultur; von Person, Gruppe und System eingeführt.

Ein kleiner Exkurs: Norbert Elias siedelt seinen Ansatz der Entwicklung der Zivilisation zwischen zwei großen Theoriesträngen an: zwischen der (oft rein) individualistischen Perspektive und der (ebenso oft rein) strukturalistischen Perspektive. Seine Theorie besagt, dass keiner der beiden Zugänge allein ausreicht,

- weil sie Individuen und Gesellschaft künstlich trennen,
- weil Individuen sich immer nur in Kontexten bewegen,
- weil Systeme eben aus Individuen bestehen und nicht nur Systeme sind.

Das Bindeglied zwischen Individuen und ihren Handlungen einerseits und Gesellschaften mit langfristigen Strukturen andererseits, und wie diese miteinander verwoben sind, so dass das eine aus dem anderen wieder erwächst. Dieses Bindeglied sind die Netzwerke

oder Verflechtungszusammenhänge oder Figurationen, die Menschen miteinander bilden. Interdependenzen binden Menschen aneinander und bringen sie dazu, in einer spezifischen Art und Weise zu handeln, die möglicherweise eine andere wäre, wenn sie ganz frei von Bezügen, Verpflichtungen und Abhängigkeiten wären. Ende des kurzen Exkurses!

Wir übernehmen in dem Artikel das Bild von Figur und Hintergrund, weil diese Sichtweise enorm viel der aktuell befragten Situation aufzuschließen vermag und einen guten Anschluss an die Raumtheorie bietet: Jede Person, die ich wahrnehme, hat einen Hintergrund und zeigt sich in einem Kontext. Diese Kontexte können hoch differenziert sein, aber ich nehme sie erst einmal visuell wahr. Gemeinsam mit dem Raum bildet der Supervisor, die Supervisorin, ein Ensemble – das gilt auch für den Online-Raum.

In jeder Beratung, in jedem Zusammensein von mindestens zwei Menschen begegnen wir uns und konstellieren uns zueinander. Das tun wir auch im Online-Raum – da sogar allein: Wir präsentieren uns mit unserem Raum(ausschnitt), in unserer Kachel und geben Einblick in den Kontext, in dem wir uns gerade zeigen und bewegen. Ob und wie diese Präsentation individuell gelingt oder verstanden wird, wird gerade vielfach befragt, geübt und schafft neue Unsicherheiten sowie neue Distinktionen.

2. Der Supervisionsraum

Sprechen wir vom „Supervisionsraum“, in dem wir uns begegnen – und ist dabei kein reales Zimmer gemeint – dann meinen wir oft: *den Raum, sich einzubringen, den Vertrauensraum, den Möglichkeitsraum, einen Beziehungsraum*, in dem das Arbeitsbündnis verhandelt und geschlossen wird. Seit der digitalen, coronabedingten Beschleunigung wurde es zudem üblich, sich in einem weiteren Raum, der kein Zimmer ist, zu treffen: Dem digitalen Konferenzraum. Diese zunächst ungewohnte aber doch schnell selbstverständlich gewordene neue Form der Interaktion stellte die Supervisor*innen vor neue Erfahrungen und Irritationen im Miteinander.

Zoomen wir es mal näher heran:

2.1. Welche Erfahrungen mit Räumen, die nicht virtuell erstellt wurden, sind bekannt:

Der erste Eindruck:

Es ist bereits hinlänglich bekannt, dass der Ort, an dem die Supervision stattfindet, also der reale Praxisraum, der analoge Besprechungsraum eines Teams eine wichtige Rolle spielt und sich mit den supervisorischen Inhalten verbindet. Oft sind es sogar körperliche Erfahrungen, die in neue und in die nächsten ähnlichen Beziehungen mitgenommen werden.

Dieser Erfahrung kann sich sicher jede/r schnell mit einer eigenen Erinnerung aus dem privaten Alltag anschließen: Kommt man zum ersten Mal in die Wohnung von Bekannten, stellt sich anschließend oft das Gefühl ein, das Gegenüber nun viel besser zu kennen oder eine neue Facette des bekannten Menschen erlebt zu haben. Es ist eine unmittelbare, sinnliche Berührung, über die selten gesprochen, die aber stark empfunden wird.

Deswegen sind wir selbst oft bemüht, diese erste Begegnung in unseren privaten Räumen gut vorzubereiten. Wir ordnen die Dinge, wir lüften vielleicht, sprühen evtl. guten Duft in den Raum und suchen den ersten Blick des Besuchers nachzuempfinden oder zu arrangieren. Wir bemühen uns, uns über den privaten Raum in der Weise vorzustellen, wie wir als private Person gesehen werden wollen.

Im beruflichen Alltag der Beratung ist der erste Eindruck, z. B. wenn sich Supervisand*in und Supervisor*in das erste Mal begegnen, ebenfalls entscheidend und oft besonders nachhaltig. Dabei ist es nicht nur die Person, sondern auch der Raum der den Eindruck prägt. Wie ist das Zimmer vorbereitet, hat jeder seinen Platz, habe ich die Möglichkeit mir einen Platz auszusuchen, gibt es etwas zu trinken...?

- Die Raumvorbereitung:

Denn, wie der Raum für das Treffen vorbereitet ist, zeigt oft die Beziehung, die mit dem Gegenüber geplant ist. Ist ein Tisch vorbereitet, an dem die Gesprächspartner*innen Platz nehmen, unter dem ein Teil der Personen (der untere Körper) unsichtbar werden. Ist eine klare (Sitz-) Ordnung vorgegeben, an die sich die Reinkommenden zu halten haben? Wie sitzt man zueinander? Im Stuhlkreis z. B. wirkt die Ordnung gleichberechtigt zueinander,

vielleicht über Eck, schräg nebeneinander oder ist es Ein-Sich-Gegenübersitzen, wirkt es konfrontativ, weil man nicht anders kann, als sich in die Augen zu sehen usw. Mit diesem ersten räumlichen Eindruck stellt sich Wohlbefinden, Entspannung oder Unbehagen ein, das Gefühl willkommen zu sein, die Sorge überfordert zu werden, in der Enge zu sitzen oder eben nur eine/r von Vielen zu sein.

- Die Beleuchtung:

In Beratungs- oder Bildungssituationen schränken falsche Lichtverhältnisse die Konzentration enorm ein. Ein Berater sagte mir auf die Frage, ob ihm Raumgestaltung für die Beratung wichtig sei, dass er tatsächlich den Raum ein ganzes Stück seiner Arbeit machen lasse: Er arbeite mit dem Raum, bzw. der Raum arbeite mit. Zunächst setzt er (sprich der Raum) die Klient*innen „ins rechte Licht“. In schönen Lichtverhältnissen kann er die Ratsuchenden auch besser wahrnehmen. Denn wenn das Licht zu hell, grell oder zu blau sei, sehen die Ratsuchenden sich selbst oft zu stark mit eigenen „Fehlern“ in Haut und Kleidung. Dann ist es als müssten sie sich schon äußerlich vor den aufdeckenden Blicken des Beraters schützen. Ist der Raum jedoch zu dunkel, obwohl es draußen womöglich hell ist, müsste er deutlich mehr arbeiten, damit die Atmosphäre sich nicht auch unnötig verdüstere.

Das Licht wirkt „erhellend“, „dämpfend“, „aggressiv“, „wohltuend“. Ein dunkler Raum kann zu intim wirken, er kann auch Angst machen. Man kann auch das „falsche“ Licht einsetzen: In polizeilichen Vernehmungen wird das Wohlfühlen torpediert: es geht nicht ums Wohlfühlen, sondern um die Konzentration auf die „Wahrheit“ – oder die „Überführung“.

- Abstände regulieren:

Räume bieten zudem die Möglichkeit neue Konstellationen zueinander zu kreieren. Hält man sich gemeinsam in einem Raum auf und der Platz und das Mobiliar lassen es zu, kann der Abstand zueinander reguliert werden. So kann körperlich Nähe oder Abstand gesucht, vielleicht auch geübt werden. Der/die Klient*in sucht oder wählt einen Platz oder sie bekommt ihn zugewiesen, oder aber die Struktur ist so, dass es nur eine Sitzplatzmöglichkeit gibt. Das alles geschieht oft intuitiv, manchmal auch explizit, aber es ist der Anfang vor dem Anfang einer Beratung.

Während einer Sitzung können neue Platzierungen oder Abstände initiiert werden, oder sie können einfach bewusst wahrgenommen und besprechbar gemacht werden. Damit ergeben sich hin und wieder nicht nur neue Perspektiven, sondern oft auch neue Stimmungen und Beziehungen zueinander.

2.2. Lernprozesse um die Vorbereitung digitaler Räume

Die geschilderten privaten und beruflichen Raumerfahrungen sind bekannt und wir haben sie mehr oder weniger alle schon bewusst geübt. Raumausstatter haben sich mit dem Thema Raumgestaltung einen eigenen beruflichen Zweig im Design geschaffen, so dass der erste Eindruck von Verkaufsräumen kaum mehr dem Zufall des Betrachters überlassen wird. Der erste Eindruck wird professionell und bewusst geplant.

Durch die Corona bedingte soziale Distanzierung entstand ein Übereinander, ein Ineinanderlaufen der Räume des Privaten wie des Beruflichen. Die Erfahrungen, sich in den neuen grenzüberschreitenden Räumen zu begegnen, waren äußerst unterschiedlich und oft ungewohnt. Es entstanden viele technische Fragen zur Nutzung, aber auch solche, die sich auf die Suche nach der gemeinsamen Sprachregelung für diese Orte richtete. Ich erinnere mich an solche und ähnliche Aussagen noch zu Beginn der Pandemie im März 2020: „Ach, es gibt *digitale* Konferenzräume?“ „Man nennt es ‘*Raum*’, wenn wir uns im Video sehen?“. Es nennt sich „Kacheln“, wenn ich auf die Teilnehmer*innen blicke, besonders dann, wenn sie ihr Videobild ausgeschaltet haben. Man erkennt diejenigen, die noch keine Erfahrungen in den neuen Räumen haben auch an ihrer Sprache über den Raum. Es entstanden Fragen, wie man sich auf Begegnungen bei solchen Konferenzen vorbereitet. Wie ist damit umzugehen, wenn man sich dauerhaft selbst beim Sprechen zusehen muss. Kann man das Bild ausschalten, oder die Einstellungen individuell verändern?

Der digitale Raum „liest“ sich wie eine Figur und ihr Hintergrund. Digital gesehen ist nur eine Person „im“ Raum, die andere blickt hinein, sie kann sich dem Raum nicht aneignen, sie kann ihn sich nur erdenken, weil außer dem visuellen alle anderen Sinneseindrücke fehlen. Und: Sie sieht sich selbst und alle anderen wie auf einer völlig langweiligen Bühne.

Was fehlt:

- Die Übergänge: Sowohl das Ankommen wie auch der Abschied sind irritierend knapp und werden über nur einen kurzen Klick zur vollen Präsenz oder totalen Unerreichbarkeit vollzogen. Es fehlen die Übergänge, die das zögernde Überlegen bezogen auf die Begegnung, ermöglichen.
- Der gemeinsame Anfang: Zugleich gelingt die Begegnung selten sofort störungsfrei: Der Ton ist nicht bei allen zu hören, das Video hängt, die Ansicht ist unterschiedlich, die Präsentation will nicht, da steht was im Chat etc.
- Gleiche Voraussetzungen: Nie haben alle dieselben technischen Voraussetzungen. Es sind unterschiedliche Hardware oder Zubehör, verschiedene Browser, ganz verschiedene Wissensstände.
- Als Supervisor*in weiß ich nicht, welchen Einflüssen die Teilnehmer*innen neben der Supervision noch ausgesetzt sind, die auch Emotionen erzeugen: Geräusche, Gerüche, Anwesenheiten, parallele Handlungen.
- Der Vertrauensraum ist unklar, er kann vom Supervisor/von der Supervisorin nicht sichergestellt werden - und damit ist der Vertrauensraum unsicher.
- Manchmal wird privater Raum sichtbar – manchmal thematisiert: Man fragt z.B. gegenseitig, wo man da gerade angekommen ist – ob das Sichtbare das Büro oder die Praxis oder der Wohnraum ist.

Eine Szene aus einer digitalen Teamsupervision: Eine Katze springt auf den Schreibtisch, die Kollegin schmust mit ihr und nimmt den Kopf der Katze in die Hände: Wir, die anderen der Gruppe, haben den Katzenhintern vor Augen!

Wir dringen digital in reale Räume ein, die uns präsentiert werden, deren Präsentation aber durch die zu Verfügung gestellten Ausschnitte gesteuert werden.

- Der körperliche Ausschnitt wirkt starr und unbeweglich, weil man mindestens 2/3 des Körpers nicht sehen kann. Ein Teilnehmer kann im Rollstuhl sitzen und niemand erfährt es. Eine Kollegin spricht von ihrer körperlichen Behinderung und niemand hat sie jemals gesehen.

- Unsicherheiten mit dem neuen Medium machen die Vorbereitungen „strenger“, die Gesichter besorgter, wenn irgendetwas passiert, was nicht passieren sollte.
- Viele Prozesse der Interaktion der Teilnehmenden untereinander (privater Chat, parallele Arbeit am PC) können nicht immer beobachtet werden.
- Man setzt sich ins Bild, kontrolliert den gezeigten Ausschnitt des Körpers und kann dennoch „erwischt“ werden bei Unstimmigkeiten: Wenn die Kleidung nur im oberen Bereich stimmt und der andere Teil nicht gestylt ist.

3. Körperlichkeit und Beziehungsgestaltung

Im Supervisionsprozess sowie im Rahmen der damit zusammenhängenden Diagnostik haben verbale und nonverbale Kommunikationsformen eine besondere Bedeutung.

3.1. Nonverbale Kommunikation - räumlich und körperlich erfahrbare Prozesse in der Beziehungsgestaltung

Beide wirken im Prozess zusammen und bilden die Grundlage für zielgerichtete Interventionen und das „Verstehen“. In digitalen Prozessen sind diese Möglichkeiten deutlich reduziert. Im Kontext eines Teamsupervisionsprozesses ist es beispielsweise von diagnostischer Bedeutung wie Supervisanden im Raum ankommen, wie sie sich annähern und wie Sitzpositionen eingenommen werden. Wer setzt sich neben wen und wie nah sind sich die Teammitglieder? Wer sitzt eher vereinzelt und wie vollzieht sich die sichtbare Beziehungsgestaltung im Anfangskontext einer Sitzung? Auch im Prozess lassen sich unterschiedliche Formen von Annäherungen und Distanzierungen beobachten, z.B. wenn eine Supervisionsgruppe aufgefordert wird, sich zu zweit zu finden, um eine Fragestellung oder einen Gesprächsinput zu bearbeiten. Der Verlauf des im dreidimensionalen Raum erlebbaren Suchprozesses liefert wichtige Hinweise für das Beziehungsgeflecht: Welche Zweierkonstellationen findet sich sofort, wie offensiv beteiligen sich die Einzelnen an der Suche und wie gehen sie vor, wer geht aufeinander zu und wer bleibt bis zum „Schluss“ übrig?

In Prozessverläufen lässt sich zudem erfahren, ob diese Faktoren Momentaufnahmen sind, oder ob ein Muster erkennbar wird. Wird eine bestimmte Person beispielsweise immer erst einmal nicht gewählt oder bilden sich immer die gleichen Gruppenzusammensetzungen? Wenn ja: Welche Informationen lassen sich daraus ablesen, z. B. für die Interaktionen und das Kommunikationsgeschehen im Arbeitsprozess? Wie kleine Puzzleteile verdichten sich auf diesem Wege bereits am Rande einer Sitzung vielfältige diagnostische Beobachtungen und ermöglichen hypothetische Verstehenszugänge.

3.1.1. Sprachliche Metaphern – räumlich und körperlich erfahrbare Prozesse in der Beziehungsgestaltung

In unsere Sprache sind zahlreiche Metaphern integriert, die leiblich Erfahrbares komprimieren und veranschaulichen sollen. Sie bestehen aus körperlichen Erfahrungen und Resonanzen, die versprachlicht wurden. Wenn wir beispielsweise von Zuwendung sprechen, ist in unserem kollektiven Bewusstsein bildlich verankert, was dies sehr konkret bedeutet.

Jemand, der Zuwendung bekommt, erhält Aufmerksamkeit und wird als Individuum sichtbar und als solches wahrgenommen. Im Supervisionsgeschehen wird diese Fokussierung erfahrbar, wenn der/die Supervisor*in sich einer Person körperlich zuwendet und die Aufmerksamkeit auf diese Person lenkt. Auch Teammitglieder oder Gruppenmitglieder wenden sich zu / oder wenden sich ab / oder ignorieren eine Person. Diese Handlungen sind sowohl von der Person wahrnehmbar, die die Zuwendung erfährt, als auch von den anderen Personen im Raum. Durch diese bewusste Lenkung von Aufmerksamkeit durch Blickkontakt und Körperhaltung ist für alle ohne Worte erkennbar, wer ermutigt wird, sich mit einem Beitrag am Kommunikationsgeschehen zu beteiligen, oder wer unterbrochen wird.

Am Beispiel des Begriffs „Zuwendung“ wird aber auch deutlich, dass die körperliche Interaktion und die metaphorische Bedeutung im Kontrast zu einander stehen können. Ein freundlicher Handschlag muss nicht freundlich sein, eine interessierte körperliche Zuwendung muss nicht interessiert sein – sie kann auch ein Ritual, z. B. der Beschwichtigung, der Heuchelei sein. Mitspieler in einer körperlichen Interaktion müssen dies kontextuell und situativ ergründen, definieren und somit entschlüsseln.

Zahlreiche in unsere Sprache eingeflossene metaphorische und körperlich erfahrbare Redewendungen, die Anhaltspunkte für die Arbeit mit Erlebtem und Erfahrenem bieten können, ließen sich nennen: *So treten wir auf der Stelle*, wenn es nicht weiter geht; *wir merken auf*, wenn wir aufmerksam sind; *es geht uns etwas zu Herzen*; *es schlägt uns etwas auf den Magen*; *es bleibt uns die Spucke weg*, wenn wir völlig überrascht sind oder uns ärgern; *es schnürt uns den Atem ab*, wenn wir Enge spüren und den Eindruck haben dass man uns nicht genug Raum lässt; *Belastungen lasten auf den Schultern*, die im Alltag symbolisiert viel tragen müssen; wir haben *„so einen Hals“*, wenn wir stinksauer sind; *wir ballen die Faust*, wenn wir wütend sind; *wir drehen uns im Kreis – wir blockieren einander*, *wir unterbrechen uns*, *wir schneiden uns das Wort ab usw..*

Oftmals sind diese Begrifflichkeiten im Erzählprozess nicht nur verbale Äußerungen, sondern sie werden durch bewusste und unbewusste Körperreaktionen und Handlungen flankiert. Beide Ausdrucksformen ergänzen sich und runden das diagnostische Bild, gerade auch mit Blick auf die Intensität von Erfahrenem und Erlebtem, ab. Dies setzt voraus, dass die berichtende Person als Ganzes für den/die Supervisor*in sichtbar ist. Die Wahrnehmung von Körperreaktionen ist im digitalen Raum üblicherweise nur auf Gesicht und Oberkörper beschränkt. Diese Beschränkung verhindert die ganzheitliche körperliche Wahrnehmung des Individuums. Ob jemand entspannt sitzt oder eher angestrengt, ob die Hände aufgeregt miteinander nesteln oder sich im Widerspruch zu dem gesprochenen Wort befinden, lässt sich nicht ermitteln. Bei der schlichten Frage „Wie geht es Ihnen?“ bleiben beispielsweise Diskrepanzen verborgen und der Aussagewert wird auf das gesprochene Wort sowie die Wahrnehmung von Gesicht und Teilen des Oberkörpers reduziert.

3.2. Die (solidarische) Interaktion in der Gruppe im Supervisionsprozess

Besonders bei emotional bedeutsamen Supervisionsthemen bildet die Gruppe einen wichtigen Resonanzrahmen für den Falleinbringenden. Diese Resonanzen werden sichtbar in Mut-machenden und containenden verbalen Äußerungen, aber auch durch die Körperhaltung, Mimik, Gestik und Blickkontakte. Die Praxis zeigt, dass diese Resonanzen und eine haltende und zugewandte Atmosphäre eine wichtige Grundlage bilden, um sich schwierigen Berufs-, Organisations- oder Lebensthemen zu stellen.

Solidaritäts- und Empathiebotschaften, z. B. durch Blicke und Zuwendung, können Mutmachende Verstärker sein, um Irritationen, Kränkungen, Unverstandenes und „Unverdautes“ anzusprechen und sich in einem geschützten Raum zu öffnen. Nicht möglich sind spontane körperliche Zuwendungen, wie Berührungen, z.B. wenn jemand weint. Der digitale Raum erzwingt eine körperliche Abstinenz! Die Förderung eines haltenden Resonanznehmens ist ein wichtiger Beitrag im Kontext von Supervisionen in Präsenz, der sich in digitalen Formaten nur sehr eingeschränkt umsetzen lässt.

3.3. Perspektiven einnehmen: Zwei- und dreidimensionale Methoden und Techniken – im digitalen Supervisionsprozess

Es gibt zahlreiche kreative Methoden und effektive Interventionen, um Supervisionsprozesse mit erkenntnisfördernden Einblicken anzureichern und Verstehenszugänge zu erleichtern. Diese Feststellung gilt sowohl für den analogen wie auch den digitalen Raum. Mit der zum größten Teil durch Corona bedingten Zunahme von digitalen Angeboten, ist auch die Vielfalt von Methoden, teilweise unterstützt durch Zusatzprogramme, gestiegen. Eine Aufstellungsarbeit mit Figuren ist grundsätzlich genauso möglich wie Einzel- und Kleingruppenphasen in „Breakoutrooms“. Auch gemeinsame Arbeitsergebnisse lassen sich beispielsweise für alle sichtbar am „Whiteboard“ festhalten. Trotz der Vielzahl von scheinbar parallel anwendbaren Möglichkeiten unterscheidet sich der zweidimensionale Raum des Bildschirms doch vom dreidimensionalen Geschehen in Präsenz.

Deutlich wird dies zum Beispiel bei der Aufstellungsarbeit. Die Perspektive auf das Geschehen am Bildschirm ermöglicht allen den gleichen (zweidimensionalen) Blickwinkel. Unser Leben vollzieht sich, im Kontrast dazu, im dreidimensionalen Raum. Dinge bekommen nicht nur dadurch Bedeutung, *dass* sie da sind, sondern *wie* sie da sind und wie sie im dreidimensionalen Feld in Beziehung zu einander stehen.

Als ein weiteres Beispiel lassen sich supervisorische Interventionen nennen, die haptische Elemente in den Prozess integrieren. Es gibt zahlreiche Supervisionstools, die diese haptischen Zugänge aufgreifen. Zu Beginn einer Supervisionssitzung werden beispielsweise die Teilnehmenden gebeten, sich aus einer Schale einen kantigen Stein und einen farbigen Schmuckstein zu nehmen. Nacheinander berichten Sie anschließend, was zurzeit in ihrem

beruflichen Kontext gut läuft und was beschwerlich ist. Hierbei nehmen sie einen der ausgewählten Steine in die Hand und berichten assoziativ was ihnen in Verbindung zu den Fragen und dem jeweiligen Stein einfällt. Bereits die Zielstrebigkeit oder das nachdenkliche Zögern bei der Auswahl der Steine, aber auch die Art und Weise wie der/die Supervisand*in mit dem Gegenstand beim Assoziieren und Berichten in Kontakt ist, gibt, neben dem gesprochenen Wort, wertvolle Hinweise über die aktuelle individuelle Befindlichkeitslage. Ein anderes Beispiel ist die „harte Nuss“, die jemand real in die Hand nimmt und die er oder sie zu „knacken“ habe. Diese Beobachtungen können anschließend im Verstehensprozess thematisiert und sprachlich übersetzt werden.

4. Verlorenes, Verborgenes, Verführerisches

Kommunikation in einem Supervisionssetting in Präsenz vollzieht sich in der Regel in einem geschützten Rahmen, in dem die Ausdrucksformen für alle sichtbar und die Kommunikationsinhalte allen zugänglich sind. Im gemeinsamen Hier und Jetzt können Inhalte und deren Inszenierung analysiert und eingeordnet werden. Im digitalen Supervisionsraum kann dieses gemeinsam erlebte „Hier und Jetzt“ nur bedingt hergestellt und erfahren werden. So wurde beispielsweise bei der Zwischenauswertung eines Teamprozesses deutlich, dass Subdialoge über Messenger, die parallel zur Videokonferenz quasi „unter dem Radar“ stattfanden, einen erheblichen Einfluss auf die Dynamik des Supervisionsgeschehen hatten. Wie im Nachhinein deutlich wurde, fanden Abstimmungsprozesse und Strategieabsprachen im Umgang mit dem Teamkonflikt verdeckt in einem parallelen Kommunikationsraum statt. Die Inszenierungen der Einzelnen in der Supervisionssitzung war von diesen Subdialogen stark geprägt und Bündnisbildungen wurden noch verstärkt. Dadurch, dass diese Prozesse im Verborgenen blieben, konnten Interventionen kaum oder sehr eingeschränkt ihre Wirkung entfalten.

Es gibt – lesbare – Nebengespräche, die nur ausgewählte Personen mitbekommen können; es gibt Chat-Gespräche, von denen die Gesamtgruppe ausgeschlossen ist. Das kann unterhaltsam sein, es kann aber auch Absprachen geben, die an „allen Teilnehmer*innen“ vorbeigehen. Das kann störend sein, es kann auch Sabotage sein, es kann aber auch dem Austausch dienlich sein.

Das Internet verführt, während des Gesprächs Informationen zu suchen, Personen, deren Namen genannt werden, zu finden und sich ein Bild davon zu machen. Man kann ein Organigramm aufrufen, einen Text, auf den sich der/die Supervisand*in bezieht, lesen. Man beschafft sich Informationen über die Person und ihren Kontext, die die Person nicht selbst erzählt: Ich greife auf verborgenem Weg in den Erzählprozess ein und das zeitgleich zum Erzählprozess!

Da in einer Online-Begegnung viele Wahrnehmungskanäle völlig ausfallen, das Gesicht präsent, der Körper abgeschnitten ist, die Gesten auf den Bildschirm begrenzt sind und eine Abwendung des Gesichts vom Bildschirm bereits so etwas wie ein Kontaktabbruch sein kann, erfinden wir anderes hinzu, um eine „Gestalt“ zu komplettieren. Wer in unterschiedlichen Formaten, also über Zoom oder in Präsenz, mit derselben Person arbeitet, kann immer wieder überrascht sein, wie eine Person, wenn man sie „ganz“ sieht, anders wirkt und aussieht als wenn man die Komplettierung über die Fantasie vornimmt. Es kann zu Irritationen kommen, wenn die Gestalt eine andere ist, als man sie sich gedacht, ausgestaltet, komplettiert und damit „erfunden“, also konstruiert hat.

Aber das Online-Format bietet auch Einblicke, die wir sonst nicht haben können oder gar dürfen: Es lädt ein zur Indiskretion. Das Gesicht eines Menschen begegnet einem im Online-Format in großer Nähe - was als zu große Nähe wahrgenommen werden kann. Je nach Anlass für eine Online-Konferenz oder eine Online-Supervision kann dies wohlthuend sein, weil es dem Anlass entspricht, oder aber irritierend, weil so etwas wie eine erzwungene Nähe bedeutet. Man kann dem sehenden und hörenden Partner nicht ausweichen, man kann sich zwar wegdrehen, aber dann ist man nicht mehr auf dem Bildschirm und damit nicht mehr im Kontakt.

Und man kann einer Person gegenüber die kulturell übliche Distanz über- und unterschreiten, z. B. überschreiten – indem man auf die „Sprecheransicht“ wechselt.

Damit können beide Parteien, also Supervisor*in und Supervisand*in das Gesicht des Sprechers groß heranzoomen.

Manchmal kann man vermuten, dass das passiert – wenn sich die Beleuchtung auf dem Gesicht eines Gesprächspartners verändert und heller wird. Darf das irritieren, wenn man

vermutet, dass man groß herangezoomt wird? Darf man die Gruppenmitglieder, die gerade sprechen, heranzoomen und sie sich genauer betrachten? Oder ist es eine Indiskretion oder sogar ein Übergriff?

Was sieht man online? Suchbewegungen der Augen, schnelle Wimpernaufschläge, Bewegungen des sprechenden Mundes, einen misstrauischen Blick, einen das Lachen unterdrückenden Blick, Mimik, Kontaktaufnahme über die Kamera, Zuwendung, Interesse, Neugier, Ablehnung, Ungläubigkeit. Was sieht man durch die Vergrößerung? Zusätzlich: Falten, Schminke, kleine Ausdrucksveränderungen, Müdigkeit, Langeweile, Interesse, Anspannung, Ärger.

Man kann das wechselseitig machen – aber: man kann nicht verhindern, dass der/die Andere das macht!

5. Online-Supervision und die Rolle der Fantasie

Die Einladung, Wahrnehmungen durch Fantasie zu komplettieren, ist groß. Online-Gespräche sind ein wunderbarer Ersatz für zeitlich knappe Gesprächsbedarfe, für Supervisionen, Beratungen, Verabredungen etc. über Zoom und andere Formate d. h. sie sind erst einmal faszinierend in ihrer Anwendung und beruhigend, dass nämlich Kommunikation mit virtuellen Treff-Möglichkeiten trotz größerer Einschränkungen möglich sind. Man sieht sich zumindest in dem Ausschnitt des Gesichts, man hört sich mit einer gut verstehbaren Sprache und man entwickelt das Gefühl von relativer Nähe. Diese Nähe aber ist nicht real, auch wenn die Distanz auch nicht real ist. Wir bewegen uns in einem Zwischenraum von einer changierenden Nähe und einer ebenso changierenden Distanz. Oft sagt man: „Online ist besser als nichts zu haben“ und das ist sicher so: Die Alternative ist ein telefonischer Kontakt, in dem ein Medium mehr fehlt, nämlich sich zu sehen und wenigstens einen Teil der Person visuell wahrzunehmen.

In Live-Begegnung macht man sich schnell ein Bild vom anderen, vom Interaktionspartner, vom gegenüber: Kopf, Gesicht und Ausdruck sind eingebettet in die Wahrnehmung des Körpers und ergeben ein Ensemble: Man nimmt die Gestalt wahr, die Körperhaltung, den Gesichtsausdruck, man kann den Interaktionspartner ganz körperlich sehen, seine kleinen Bewegungen wahrnehmen, seinen Geruch wahrnehmen – und das alles oft

unbewusst. Unbewusst bedeutet, dass man u. U. kein Bild von ihm nachzeichnen könnte, dass man unter Umständen auch gar nicht beschreiben kann, wie er angezogen war, wie sie auftrat, wie er/sie geschminkt war, ob er/sie sehr bewusst oder eher unbewusst unterwegs war etc. Viele der alltäglichen Begegnungen bleiben in einer oberflächlichen Wahrnehmung begrenzt.

Wir nehmen Begegnungen dann deutlich wahr, wenn sie in einem besonderen Rahmen geschehen, wenn wir sie erfreut sehen, wenn wir Erwartungen an das Treffen haben, aber auch wenn wir mit Angst in das Gespräch gehen, wenn wir in Habachtstellung sind, wenn wir das Gespräch leiten und strukturieren wollen, wenn wir etwas erreichen wollen, wenn wir manipulieren wollen. In einem live-Gespräch mit hoher Aufmerksamkeit fahren wir alle Antennen aus, um uns und den anderen oder gar die anderen Personen einschätzen zu können.

Wir nehmen sogar die habituelle Prägung wahr, d. h. wir registrieren unbewusst oder bewusst welches Selbstbild der andere von sich präsentiert oder präsentieren möchte, ebenso wie wir unser Selbstbild präsentieren und auch und manipulieren können.

In live-Treffen stellen wir Nähe und Distanz durch kleine Bewegungen her: Wir gehen aufeinander zu und halten Abstand, wir reichen uns die Hand oder übernehmen, oft ironisch, den Corona-Gruß über den Ellbogenkontakt, d. h. wir spielen miteinander eine kleine Choreografie der Erstbegegnung. Diese Bewegungen im Originalzustand der Körper wecken Fantasien und Erwartungen und gestalten den Verlauf der Begegnung mit, oder sie sind so kontrovers, dass sie Irritationen erzeugen und auf diese Weise ebenfalls die Begegnung mitgestalten.

In realen Begegnungen ergeben sich auch Momente von Intimität zwischen einzelnen Personen in Gruppen. Man kann sich in unbeobachteten Augenblicken verschwörerisch, warnend, verbunden, verliebt, böse und zornig anblicken. Es ist möglich sich im Geheimen unausgesprochene Botschaften zu senden. Im virtuellen Raum gibt es keinen direkten Blickkontakt und vor allem keinen, der nur eine Person, bzw. bestimmte Personen trifft. Zwar kann man sich womöglich Botschaften über einen Chat senden. Aber das geht nur in Form von möglichst konkreten Worten oder Emoticons. In einen Blick, in eine Geste kann man unendlich mehr Varianten legen.

Aber es gibt die Möglichkeiten der Absprache von Regeln, an die man sich halten sollte: Man kann es ja versuchen, es muss sich aber keine und keiner daranhalten.

6. Zusammenfassung

Die Gestaltung der Person, der Bühne, der Begegnung ist immer präsent – in allen Formaten: Das betrifft auch den Raum, um den Bogen zum ersten Thema zu schlagen:

Ein Raum ist immer gestaltet – in Präsenz wie im Online-Format. Auch wenn er angeblich oder anscheinend nicht gestaltet ist. Das richtige Licht, die wohltuenden Farben, die angemessene Schminke ... das alles ist erwähnt. Und man kann nicht nicht gestalten, ebenso wie man sich nicht nicht in Position bringen kann, in der einen wie in der anderen Rolle. Sterilität ist auch keine Lösung: der kahle Raum, der alles Persönliche vermeidet, ist genauso aufschlussreich, wie der sorgfältig ausgewählte und präsentierte Raum. Es erinnert an die Diskussion der „alten Psychoanalyse“: der Raum soll die Übertragung beschleunigen, der „kahle“ Raum soll die Übertragungen auf die Personen freigeben, – das aber tut jeder Raum: Was wir nicht sehen, fantasieren wir! Wir sind nun mal so gebaut, dass wir nicht ohne „Ergänzungen“ leben.

Also: gestalten wir es! Bewusst! So oder so – oder anders: Wir liefern immer eine Kostprobe unserer Persönlichkeit! Es gibt kein Entrinnen!

7. Neue Regeln und Rituale im neuen anderen Raum zur Diskussion

Zu diskutieren sind:

- Neue Vereinbarungen über den Vertrauensraum im Vorfeld der Online-Supervision und zeitlicher Raum, um Vertrauen aufzubauen.
- Neue Vorstellungsrunden, in denen der individuelle Raum und die individuellen Eindrücke geteilt werden können.
- Statt Kleidung sieht man Wohnung. Neue Überlegungen zum Habitus des Online-Raumes.
- Was wäre mit einem Schwenk der Kamera durch den Raum oder durch eine verbale Schilderung die Umgebung beschreiben?

- Neue Gestaltung der Anfangsrunde (Fotos einblenden, Blick aus dem Fenster, einzelne Gegenstände zeigen, Gerüche teilen).
- Neue Gestaltung der Abschlussrunde und Thematisierung des Übergangs (Was nehme ich mit – was erwartet mich gleich, wenn ich die Online-Sitzung beende).
- Das Ankommen und Auseinandergelangen erleichtern, z. B. durch zugängliche Räume (Breakoutrooms), die bereits vor der Supervisionssitzung geöffnet sind und auch nach der Sitzung noch eine Zeitlang „offen“ stehen.
- Neue Eindrücke und Erkenntnisse mitteilen: Die über die geteilte Aufmerksamkeit der Teilnehmerinnen, die über Fantasien, die über neue Sprache, die über neue Grenzen, die über neu entstehende Rituale und Grenzen.
- Online-Sitzungen sind hoch attraktiv und ermöglichen neue Dimensionen des Arbeitens. Dennoch hat die Ersparnis in Bezug auf Zeitaufwand und Fahrtkosten ihren Preis: zeitliche Verdichtungen, Verzicht auf persönliche Begegnungen, Verzicht auf differenzierte Resonanz und Körperlichkeit – und damit Verzicht auf zufällige Chancen, die in realen Begegnungen liegen können.
- Balintgruppenarbeit für uns Supervisor*innen – ganz wichtig in der neuen Online-Supervision!

Wir sind am Anfang einer Diskussion um neue Formate, neue Räume, neue Sprache, neue Begegnungen - damit der Online-Konferenzraum zum Online-Supervisions- und -reflexionsraum wird.

Literatur

- Elias, Norbert (2003): Figuration. In: Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. Stuttgart: Leske + Budrich, S. 88-91.
- Foucault, Michel (1993): Andere Räume. In: Barck, Karlheinz u.a. (Hrsg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder. Perspektiven einer anderen Ästhetik. 5. Auflage. Berlin: Reclam Bibliothek, S. 34-46.
- Foucault, Michel (1997): Andere Räume. In: documenta gGmbH (Hrsg.): Politics-Poetics. Das Buch zur documenta X. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, S. 262-272.